

Täglich wundert meine Mutter mit mir, solange wir noch in Roma waren, um freigeschriebene hinaus. Am Wege fanden drei Ulmen, die in der im April schon heiß brennenden Sonne einen jähren Schatten über die weiße Straße warfen. Jedesmal rufen wir uns einige Zeit aus in diesem Schatten, dessen ich mich jetzt in symbolischer Sinne erinnere. Auch auf mein junges Leben war ein Schatten gefallen durch den Tod meines edlen, hochstehenden Vaters.

Meine Mutter hielt es für richtig, unsere Wohnungseinrichtung zu veräußern, da wir uns nimmer auf das äußerste einrichten müßten und sie beschloß, sie zu ihren Verwandten nach Glog zu ziehen. Der Verkauf geschah auf dem Wege der Versteigerung. Unbedeutlich ersah ich mich des unangenehmen, geschloßenen Raumes, der Umordnung in unseren Räumen und der Kränze meiner Mutter, als eines nach dem anderen der verlebten Sünde, in fremde Hände wanderte. Die letzten Tage meines Vaters, in dem ich mich verleben im im Hause der freundlichen Familie Feilberg.

Wieder war ich auf dem Schiff, drängen am Meer. Meine Mutter war zu einem banalsten Stellen am Horizont und sagte zu mir: „Dort liegt unser Vater und das Grab von Papa. Ich werde es nicht überleben.“ Sie hat mit ihrer Klugheit recht behalten. Einige Tage verbrachten wir in Triest im Hause einer meiner Eltern seit langem nachgelassenen Familie Signorini, die auf der Via Veneto ein schönes Haus bewohnte. Ein Besuch des herrlich am Meer gelegenen Schlosses Miranora, dem letzten Kaiserthron Erbgang Maximilian, vor seinem tragischen mexikanischen Abenteuer, ist mir so deutlich im Gedächtnis geblieben, daß ich, als ich zurückwändig Jahre später wieder dort hin kam, Einzelheiten wiedererkannte.

Dann haben wir nach Glog. Ich hatte nun eine neue Heimat. Ein Kind des Abends aber in ich erlebte.

Tagebuch.

Donnerstag
19. Januar 1919.

9. Januar. Fein, warm, der mir zuerst, vor Jahren schon, von Alexander Ginhoff sprach. Er, unablässig keine Kunst behandelnd, der Schreimüssen seiner Wirkungen aufweisend, seine glücklichen Tinkturen nach Rezepten während, um sich selber dann erst auch noch ganz verstehen und bewußt handhaben zu lernen, wies mich auf Ginhoff hin, der wie heute sehr anderer das Gelingen der Sprechkunst bezeugte. Helme hat mir das bezeugt, Kraft und die Geduld auch, so war ich neugierig geworden, den Wundermann einmal an seinen Apparaten an sehen. Nachmittags, beim Abendessen, in diesem Hotel, das ein einziges großes Lagerort scheint, und wo die Schauspielerschule bleibt, glaubt zuerst bei einem schwedischen Malware zu sein. Und wirklich: Heiligkeit ist es ja, was hier geschieht; der Schüler wird von allen angeordnet oder angeordnet Unarten, Hemmungen und Störungen geholt und seine gesunde Natur wiederhergestellt. Mehr hat Ginhoff im Grunde gar nicht vor; wenn der Schüler zu sich selber kommen und in Ton und Gebärde sich selber finden lernt, ist alles erreicht. Was will denn der Sprecher, was gar der Schauspieler, als mich, den Vorgesetzten, den Zuschauer, an Empfindungen teilnehmen, die lang in mir da sind, die eben hervortreten, den allgemein menschlichen, den eigenen Empfindungen, die mich aus meinem Räume nur deshalb abstrahieren erregen, weil er sie ganz anders verhalten, ganz anders erscheinen läßt, als ich sie gewohnt bin, weil er sie mit seinem eigenen Ton, mit seiner eigenen Gebärde begibt? Der Schüler des Theaters ist, das ist ja mir selbst, aber gefühlsvoll vernehmlich: mein eigenes Inneres tritt mir an. Schauspieler in fremder Gestalt entgegen. In dieser Überzeugung liegt der Reiz der Schauspielkunst. Er wird um so größer, je weniger ich darauf gefaßt bin, meines eigenen Empfindung zu begegnen, je länger es dauert, bis ich sie als die meine erkenne, je mehr sie mich anfangs befremdet. Wie hat ein Schauspieler nicht häufig also vor allem von Umfang seiner Empfindung ab sich mag sein, seine wert sein, wenn von launigen Menschen jeder zueilt in ihr seine eigene erkennen soll, dann aber auch von ihrer Reinheit, ihrer mittelbaren Kraft und ihrer Tiefe, nach mehr aber von ihrer persönlichen Eigenheit: denn eben dies, daß es eine mit ganz fremde Person ist, in der ich an Ende unverhofft mich selbst, mein ureigenes Selbst erkennen wiederfinde, gibt dem theatralischen Erleben seinen magischen, mystischen Glanz. Ein ganz besonderes Exemplar der allgemeinen Menschenart, möglichst vereinzelt und möglichst unumrissen zugleich, das ist der große Schauspieler; er soll eigentlich kein ganzes Volk enthalten, aber in einem Fremdling vertheilt. Mensch, werde menschlich! magst Angelo's Stenius, und auf den Worten aller Schauspielerschulen müßte das geschrieben stehen, denn nichts anderes ist der Schauspieler im Grunde als ein ganz weltlicher Mensch. Und dies in jedem Sinne: der ideale Schauspieler wäre, vor das gesamte Wesen der Menschheit, alles, wessen nur irgendein Mensch jemals fähig gewesen, in sich zusammengefaßt enthielte, dann aber daraus ein ganz besonderes, einziges, einmütiges Wesen ohne Vorbild und ohne Nachbild gefornet hätte. Eine Natur zu sein wie der Baum, der auch immer zugleich die ganze Gattung und doch aber jedes eine, dieses einmalige, niemals wiederkehrende Exemplar davon ist, liegt darum immer die höchste Forderung an den Schauspieler. Ihn aber das Maß, das er mitformen hat, auszuwählen, vermag freilich keine Hilfe. Doch seiner angeborenen Eigenheit bewußt und ihres stärksten Ausdruckes fähig zu werden, verlangt: ihn und die das selber sind, an die wendet er sich also meistens zunächst, an die Meister. Ein verzehrender, aber höchst geschickter Irrtum, weil da der Schüler statt seinen eigenen doch immer nur den Ton des Meisters lernt und so, statt zu sich geführt zu werden, sich selber entführt und immer mehr entfremdet wird. Ergebnis: die Massen von solchen Roberts und falschen Kränzen, kein Wunder, da doch alle, nicht bloß die Schauspieler, von klein auf falsch erzogen werden, erst dahinein, dann in den Schulen, nämlich niemals zur Selbstbestimmung, sondern als Affen irgendeiner gerade vorwaltenden, Eltern und Lehrer beherrschenden mittleren Manner, in der das allgemeine Menschliche gerade wie das einmalige Persönliche erstickt. So bringt der Junge, der zum Theater will, in die Schauspielerschule schon fast nichts mehr von sich mit, Ton und Gebärde sind schon verdrückt, sind schon nicht mehr sein, er ist sich völlig entwendet. Ihn hat selber zurückzuführen, das ist eigentlich der einzige Sinn des wahrgenommenen, in allen Punkten. Und das führt mit

die Bedeutung Ginhoffs, daß er nicht bloß, wie andere auch, dies erkannt, sondern nun auch noch eine Methode gefunden hat, dem Schüler sein verlorenes inneres Eigentum wiederzugeben. Und geradezu genial war sein Einfluß, diese menschlich zu tun! Ein Mensch ist sich abhanden gekommen, er soll sich wiederfinden, aber wie denn, wo denn? Treibt ihn der Lehrer die eine manier aus, so treibt er ihn dafür doch unwillkürlich schon wieder eine andere ein, und was ist gewonnen? Ginhoff aber bindet ihn auf ein Götterbild fest, schenkt ihn von allen angetanen Bewegungen ab und indem er ihn so gewissermaßen auf seinen Ursprung, fast auf das animalische reduziert, zwingt er dem so gleichsam auf sein inneres Minimum herabgehobenen Schöpfer den natürlichen Atem und wenn er es dann auch noch unerwartet volleren läßt, im Reiz der des Ersehnten seinen vergessenen Urlaub ab. Das Opfer fragt im ersten Staunen dann oft, wer denn da gerufen hat: es ist seiner eigenen Stimme so sehr entzückt, daß es sich noch gar nicht wiedererkennt. Die Wunderkuren Ginhoffs an Stotterern, Stimmkranken, Atemlosen sind mir noch bei weitem nicht so wunderbar wie der Einfluß selbst, geistige Verblüdung als Ursache vieler fäulnislichen Störungen zu erkennen, ihr mit mit Entblüdung zu begegnen und den falschen Geist mechanisch auszuweiden: indem er einem alle Umarmung abnimmt, läßt er ihn keinen Ausweg als die Befinnung auf den Urlaub. Es geschieht eine Art Erpektion an den Schülern: das hochmoralische Verlangen zwingt sie, sich zu sich selbst bekennen; bei sich selbst aber ist im Grunde in kein Mensch mehr latentlos. Und so meine ich, daß Ginhoff ist, daß in dieser Schauspielerschule vielleicht irgendeiner der Anfang einer Menschheitsstufe steht. Am Ende horten wir dann gar bereit auch politisch zu kollern auf!

11. J a n u a r. An Altensbergs Berg. Das erste was man vor halb dreißig Jahren von Peter Altensberg vernahm, war eine Nachricht des Heinrich im Grienfeld, es gehe jetzt dem Nacht am dem Hofmarkt ein Herr an, der aufstiegen verjunge, der Macht seines Gemüts vertrauens. So begann er gleich legendar und war bald darauf, schon bei Reizen, fast mythisch geworden. Wie ein Göttergott, oder wie der liebe Augustin. Mit den beiden war ihm auch dies gemein, daß man ihn beim Vornamen rief. Er hieß der Peter, wie Göttergott der Franz von Piesendorf, wie Whitman Walt. Die drei gleichen einander überhaupt irgendwie; nicht so, sehr in der Art ihrer Vergabung als in ihrer Stellung zur Welt. Ihr Innerstes liegt nur in den Dimensionen, es ist der Innerlichkeit wählend Broadway, Wadsworth und dem Braubereich. Diese Dichter haben alle drei fast etwas Heiliges an sich, freilich nicht ohne den Hauch tiefer Mäherheit, die sich allem Heiligen in wählenden Zuständen anhängt. Auch Verlaine grüßt in ihre Höhe, und Peter Hille auch. Es sind die einzigen Dichter dieser Zeit, die noch ungefähr dem entzweiten, was sich das Volk unter einem Dichter denkt. Zu den anderen hat es keinen Zugang, sie bleiben ihm durch Literatur verdrückt, auch traut es ihnen von vorne herein nicht recht, weil es instinktiv zum Dichter verlangt, er setz selber auch ein Gedicht; dies aber ist die einzige Dichtungsmethode, die sich nicht erkennen läßt. Wenn einst die ganze Literatur dieser Zeit vergessen ist, wird das unvergängliche Gedicht, das Peter Altensberg ist, wird das dankbarere Entzweiten ergänzen. — Wie alle von Göttergott während empfand auch er fast die niederziehende Gewalt des Jüdischen; er kannte die Lohndruckausfälle des an die Welt gestellten Genies, des Götterreichs ganz unmittelbar bei sich gewiß, wohl es der Götter nicht rings bedrängt, verunsichert, entleert, das Jüdische bringt aberwärtig ein. Dies ist das Auerländ, das sich in jeder Generation wiederholt, und an ihm scheiden sich die Meister. Die einen antworten darauf mit Hohn, Erbitterung und Pohn; das ergibt die zürnenden, die Anstößigen Propheten. Andere flüchten nach den schwebelernen Räumen der Kisten. Noch andere betäuben sich mit ihrer inneren Musik. (Nimmer ein: Schopenhauer und Nietzsche, Nummer zwei: der Affekt und Dilettant, Nummer drei: Kapellmeister Kreisler und Hugo Wolf, während Beethoven und Wagner das eine, das drei sind, George das eine, das zwei.) Alle drei abstrahieren sich von der W. — Aber durch die Welt dennoch nicht irge zu werden an der W. — Sie bis in jene Teile zu durchdringen, wo die verruchte Welt selber auch wieder Geist wird, und darum auch das Wechselt der Welt noch herzhast leben zu können, dies vermag allein die durchleuchtende Kraft des Dichters. Der Dichter abstrahiert sich nicht von der Welt. Auch wenn er die Hand schon zum Flug hebt, er muß immer noch stehen. Denn wohin er blickt, er sieht überall Schönheit. In jedem Menschen, wer es auch sei, noch den verborgenen Jupiter erkennen und heimlich begreifen, hat das Entzweiten einmal etwas wunderbar genannt, aber sagen wie es lieber auf gut katholisch: auch im armen / Sünder noch Gottes Kind erblicken und so die Sünde lassen, doch den Sünder lieben. In Korfelds „Verführung“ kommt ein solcher Dichter vor, der Bitterlich. Der mir flugend kommt es an: „Ich will alles und es kommt immer nur eins!“ Das ist dieselbe tiefe Wehmut, in die jedes Wort Altensbergs getaucht war. Es ist die Sehnsucht, die den Dichter ansmaakt, denn der Dichter ist der polare Mensch. Darum kann auch dieser Bitterlich von der Welt nicht los, in der für ihn kein Flug ist, ja die er hoffen muß, doch mit einem „Soh, der aber treulos genug ist, immer bereit zu sein, sich in eine Umarmung der Welt zu verenden!“ Es ist dieselbe liebloseste Haß, mit dem Altensberg Tag um Tag alle Kreatur umarmt hat. Und die schönste Grabschrift wäre für ihn ein Wort Whitmans: „Der reidste Mann ist der, der aller Macht, die er hat, Göttergötter aus dem größeren Wort seines eigenen Selbst entgegenstellt.“

13. J a n u a r. Mein Nitrogel meldet mir, daß die Jupiter-Sonne direkt des Ruprecht nicht in den Januar fällt, sondern auf den 30. Mai.

Berliner Monolog.

Von
Stephan Großmann.

Berlin, 10. Januar 1919.
Das erste Entzweiten. An das Schließen gewöhnt man sich, Götter erlasse ich mich in der Jerusalemstraße, daß ich schon ganz vertieft in ein Extrablatt vom 18. August konie, während die Reichsversammlung aus das Hof-Haus knallte. Auch an die allgemeine Anregerung der Menschen gewöhnt man sich. In den ersten Revolutionstagen — und Berlin hat ja jetzt erst seine Revolution! — blieb ich bei jedem Anlauf stehen, um die wild herumstreichende Meute anzusehen. In Ru war man in einer Straßendebatte über die fortwährende Sozialisierung der Wahlenfrage oder über die Verdrängung des von den Kapitalisten um zehn Millionen gestauten Schiedemann verwickelt. Jetzt gehe ich an diesen riesigen Straßensammlungen vorüber. Es hat keinen Sinn, dem allgemeinen Wahnsinn entgegenzuschwimmen. Die Konatiker schreien ja doch länger, und der Bellesse ist unbedenklich. Im Westen von Berlin liegen bei diesen täglichen Versammlungen in allen Straßen die Demokraten, aber im Osten und Norden behaupten die Sozialisten allein das Feld. Auch an dieses Geheiß gegen die Mutluuden gewöhnt man sich — besonders wenn es von den anderen Wutbunden erhoben wird. Man geht vorüber.

Heute aber sah ich der Revolution direkt ins Auge. Bei den Schießereien am Hofe war durch einen Schuss aus einem Fenster ein Viehd getroffen. Es stürzte auf Pfalter, eine Wutluache schon unter seinem Helm hervor, ein heiliges Fuchsen, und das Hof war tot. Die mittellose Reugier der Herumschwebenden war abgelenkt, aber ich habe zu viele Noheiten in Berlin dieser Tage sehen müssen, um noch zu erstanen. Doch dann kam erst das Unglaubliche. Plötzlich kürzte einer über den Kadover des Hofes, mit seinem großen Taschenmesser, und im Ru lag ein Knäuel von Leuten über dem Fiedre, Geheiß, Rant, heilige Anforderungen, die Tade miteinander anzupallen. Ich sah nur, wie der Knäuel der Leute einige lange Eschenden zurückwies, die Leute glogten gerig nach der Mitte: da standen drei, später vier Leute und schauten und riefen dem Fiedre die Haut von Leibe. Göttergötter schenkt war es entzündet. Nun aber waren die Zuschauer nicht mehr zu bändigen. Sie fürzten über den toten Körper und zereihen, zerrissen, zerschritten das Fleisch des armen Opfers. — Ich mußte weggehen, weil mich ein Entzweiten anging. Als ich nach zwei Minuten zurückkam, lag in einer schwarzeroten Wutluache das Geleitet des Fiedres.

Mein einziger Gedanke an diesem Tage war: wenn das die Sieger der Revolution sind — und gerade diese Schädler haben die höchste Wahrscheinlichkeit des Sieges für sich —, dann will ich mir rasch ein ausgeprägtes Morphiumrezept verschaffen.

11. Januar 1919.
Die Minorität. Die Schädler sind doch die Ausnahme. Heute hatte beim Halleschen Tor ein Straßendebatte großen Zulauf, der gegen das faniole Entzweiten sprach: „Ich war vier Jahre draußen. Aber ich rühre kein Gemese mehr an. Von mir aus müßten alle Granaten ins Wasser geschmissen werden. Kameraden, wie kann denn einer von euch auf einen anderen schießen!“ Es war keine Redigt, es war die einfache Herzenstungebung eines fäulnischen Menschen. Oh, wie wohl das tat! Die Menge, die sonst jedem rauchenden Gesechener gunt,

Wiener Kinderlesend.

Von
Eise Feldmann.

Ein Haus in der Brigittenau.
Straßen von einer Verwahrlosung, wie man sie in keiner weiten Großstadt sieht.
Wenn man an die Arbeiterviertel in Deutschland, an Moabit in Berlin denkt, oder an Mänschen oder gar an Dresden, diesen Bijou von einer Stadt mit den reisenden Balkons, den weichen Gardinen und Blumensträußen vor den Fenstern, muß einen namenlos die Grauen erschaffen.
Manche Straßen der Stadt gleichen riesigen offenen Begräbnissen.

Wir lesen, daß wir 60.000 Arbeitslose in Wien haben; aber es würde der Gemeindevertretung nicht einfallen, Arbeitslose heranzunehmen und die Straßen ordentlich säubern zu lassen. Die Gemeindevertretung wartet auf die Frühlingswärme, die den Schmutz in alle Richtungen davontragen werden. Das Kinder, die zur Schule gehen, sind in die untersten Organismen annehmen und in ihrem zwanzigsten Jahre von der Tuberkulose dahingerafft werden. Ist Notfalle.
Was die schlechte Straßeneinrichtung allein an der Tuberkulose fündigt!

Ein altes Ehepaar hält Pflegerinnen gegen vierzig Frauen monatlich. Von einigen Monaten hat es von der Uebernahmestelle in der Stiebanerngasse einen achtjährigen Jungen bekommen. Es ist eines dieser Kindergeister, die trauriger sind als Greisen-geister. Es sind diese charakteristischen Bine, die man bei Kindern in den Wohnungen oder in den Gassen findet. Es sind diese bleichen Geister mit dem weissen Wangen und zu beiden Seiten des Mundes zwei kleine, tiefe Furchen. Was muß ein erwachsener Mensch ertragen und erdulden haben, welche Leidenschaften müssen ihn durchtoben, welche körperlichen und geistlichen Schmerzen ihn durchtoben haben, bis die Falten um die Mundwinkel sich bilden.

Der achtjährige Junge ist ein Kind von der „stabilsten Uebernahmestelle“. Die Stiebanerngasse ist eine moderne Kinderkammer, ein lebendiges Kinder-Grün-Mänschen. Niemand weiß, was dort mit den Kindern geschieht, es es eine Serenitäts ist, so hohe Zaubere oder Menschenknecker dort haben Ein Kind, das längere Zeit dort war, kann unendlich am Leben bleiben. Meist sind es verwaiste und verlassene Kinder von armen Dienstmägden, von Müttern, die Prostituierte wurden, von unheimlichen Vätern. Das Pflegerin des alten Ehepaars leidet an Kopfschmerzen. Wenn man den räuberischen Schweißkasten anrührt, erschrickt man über seine Weichheit.

Die Pflegerin erzählt, daß sie von den Eltern des Kindes nichts weiß; der Vater soll nach Amerika ausgewandert sein. Das Kind ist meist still, spricht wenig; manchmal läßt es mitten im Spiel auf und knarrt erstarrt auf einer Bank. Manchmal weint es, es es einsticht und fährt in der Nacht schreie aus dem Schlaf.
„Die Erinnerungen an dort“ sagt die Pflegerin.
„Nun lebt es bei dem alten Ehepaar in dieser entzweiten Straße, in diesem schmutzigen, dürftigen Hause. Es muß auch jetzt noch ein wenig Hunger leiden, denn die Eltern sind sehr arm; es muß auch in seinen dünnen Kleidern noch jetzt frieren, aber das Regt hat es doch vielleicht bereits hinter sich. Es wird jetzt doch ein wenig, vielleicht aus Mitleid geliebt.“
„Ich tue, was ich kann für das Kind, es ist ja so behaunswert“, sagt die alte Frau.

Eben bringt sie es zu Bett. Auf einem alten Sofa hat es sein Lager. Dort flucht es seine dünnen Glieder aus und bald schlief es müde die Augen.

Man kann sich immer vorstellen, daß es einmal ein Mensch werden wird; dieses arme Kind mit Falten im Gesicht in seinen acht Jahren.